

Die Hirten von Rocca [Fortsetzung]

Autor(en): **Renker, Gustav**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 48

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-649176>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Hirten von Rocca

ROMAN VON GUSTAV RENKER

5. Fortsetzung

Ich hatte das gewiß unrichtige Wort absichtlich gewählt, um aus ihrer Entrüstung Dinge zu locken, die sie sonst kaum aussprechen würde. Sie warf den stolzen, schönen Kopf zurück, und ihre Stimme klang sehr hochmütig. „Vater vor Ihnen davonlaufen! Sie sind ja — nein, den Größenwahn haben Sie. Wollen Sie wissen, was er mir gesagt hat? Das arme Pfäfflein sitzt da wie die Maus in der Falle. Wenn du ihn retten willst, so tu es. Ich mag mit dem Schwarzkittel nichts zu tun haben.“ Ja, das hat er gesagt. Ich dummes Ding hatte Mitleid mit Ihnen; wir hatten Sie schon lange beobachtet, wie Sie das Geröll herabgeschlittert kamen und dann als Häuflein Elend vor den fünf Metern Rutschpartie standen.“

„Es ist zu liebenswürdig, wie Sie meine Unerfahrenheit in den Bergen schildern. Aber sehen Sie, Fräulein Badrutt, ich lege keinen Wert auf die Hochschätzung von Menschen, denen ihr Nächster erst dann etwas gilt, wenn er die Kletterergewandtheit eines Gorilla hat oder von der Sprungschanze sechzig Meter weit über den Schnee hüpfst.“

Sie schritt eine Weile schweigend neben mir über die im Nebel scheinbar grenzenlose Alpenweide. Endlich sagte sie: „Nun sind wir recht grob zueinander gewesen — aber ich habe begonnen. Es wäre mir lieber, wir schloffen Frieden.“

„Sehr gerne. Aber weshalb wünschen Sie das?“

„Wissen Sie das nicht selbst?“

Nein, ich hatte keine Ahnung, weshalb die Tochter Gian Badrutts mit mir in Frieden sein wollte. Ich wollte es ja gern — gewiß recht gerne. Nicht etwa, daß ich ein weichlicher Freundschaftsfucher in aller Welt bin! Mein junges Blut juckt gar oft auf, und ich versuche genau zu erkennen, wo es gut ist, Liebe zu säen, wo man aber hingegen besser tut, einmal mit der Faust tüchtig auf den Tisch zu hauen.

Ich weiß nicht, ob die Berge oder die Gegnerschaft des Badrutts mich hier härter und daseinstüchtiger machen.

Aber Nina Badrutt! Meine Gedanken sind so oft um dieses junge Weib gekreist, daß mir die Stunde unseres Zusammenseins eine Traumerfüllung ist. Und in der Stunde sollten wir streiten?

Ein Wasserstürzen kam wie Glockenschläge aus dem Nebel. „Das ist die Quelle der Rocca. Etwas tiefer liegt die Alp Rocca fontana. Wollen wir dort ein Glas Milch trinken?“ Sie lachte plötzlich, sprang zierlich über das Bächlein. „Die Zula Ebener hirtet dort. Die wird gucken, wenn der Pfarrer mit dem Badruttsmeißli kommt.“

Die alte, zerzaufte, faltenschründige Zula guckte wirklich, aber sie sagte nichts. Sie tischte uns im Läubli Milch auf und kehrte dann zu ihrem Butterfaß zurück. Beim Stoßen brummelte sie vor sich hin und wackelte mit dem Kopf.

„Ich möchte haben“, sagte Nina und knabberte an holzhartem Hirtenbrot, „daß Sie sich mit Vater verstünden. Ich weiß wohl, daß zwischen dem sanften Priester und dem harten Bergheirn große Unterschiede klaffen, aber schließlich ist Vater auch kein Ungeheuer und tut nichts Unrechtes.“

Ich horchte auf — was war das?

„Das kann man nun verschieden betrachten“, meinte ich vorsichtig.

„Herr Pfarrer, fuhr sie auf, „sind Sie so engherzig, daß Sie gelegentliches Wildern ein Verbrechen nennen? Die Jagd ist eine königliche Leidenschaft — ich selbst mag sie ja nicht, die Tiere dauern mich. Aber wenn man dem Millionär aus Mailand, dem das Revier ringsum gehört — —“

„Lassen Sie doch die Jagd!“

„Nein, ich muß Ihnen das erklären. Vater schießt nie eine Geiß, nie ein Kitz — im Gegensatz zum Jagdbesitzer, ich glaube, er heißt Fetrinelli. Der knallt zusammen, was vier Beine hat.“

„Nochmals, Fräulein Badrutt, lassen Sie die Jagd. Das ist doch ein Ablenkungsmanöver, nicht wahr?“

Sie blickte mich erstaunt an. „Jetzt verstehe ich Sie nicht.“

Da dämmerte mir etwas auf — Nina Badrutt, die ja noch nicht lange hier weilte, ahnte nichts vom eigentlichen Geschäft ihres Vaters. Sie wußte nicht, daß es dort oben in den einsamen Bergen auf Leben und Tod ging und wußte nichts vom Korporal Schneider, der seit langem vermißt wurde.

Ich aber, ich wußte das. Und Gian Badrutt wußte, daß mir alles bekannt war. Oder wußte er es nicht, da er seine Tochter mit einigen Spottworten zu mir hatte gehen lassen?

Wie es auch sein mochte — darüber war ich mir klar, daß ich dem Kinde nicht sagen durfte, sein Vater sei ein Verbrecher, vielleicht sogar Mörder.

Aber das feine Fühlen der Frauenseele hatte aus meinem Schweigen irgend etwas geahnt. Ihre Hand umklammerte meinen Arm. „Sagen Sie, was wissen Sie von Vater?“ Leidenschaftlich und angstvoll kam das.

Ich war verwirrt und zauderte.

„Ich will alles wissen. Was sagt man von ihm, was erzählen Ihnen die Leute, die Sie schon auf Ihre Seite gebracht haben?“

„Auf meine Seite?“ lächelte ich. „Das sind nicht viel. Ueberhaupt — was verstehen Sie unter meiner Seite und der Ihres Vaters?“

„Was wissen Sie“, fragte sie dagegen, „von Vaters Leben? Das müssen Sie kennen, um ihn zu verstehen.“

„Ich weiß, daß er in Mexiko war als Ingenieur.“

„Ja, und daß er dort betrogen wurde, schmähsch hintergangen von eigenen Landsleuten. Er hatte eine ganz neuartige, ungemein wirksame Bohrmaschine erfunden. Die Pläne stahlen ihm zwei Eidgenossen, wie er selbst einer war oder noch ist. Die Frucht von Jahren war dahin. Er war zu tatkräftig und lebhaft, um sich ganz von der verhassten Welt zurückzuziehen — er wollte Menschen um sich haben, die er nach seinem Willen formen könne. So kam er hierher — durch Zufall. Sah das stumpfe, armfelige Hirtenvolk und wurde sein ungenannter König. Er hat die Männer aufgerissen, aus ihnen eine harte, trokige Gemeinschaft gemacht. Nun kommen Sie und wollen Betrüder daraus machen.“

Ich schüttelte den Kopf. Aber ich sagte nichts. Eine Frage war mir auf der Zunge gelegen: jede Gemeinschaft muß einen

Zweck haben. Und der Zweck, nur hie und da ein paar Gensfen zu wildern, ist denn doch etwas fadenscheinig. Aber ich sagte es ihr nicht.

Sie mochte wohl selbst fragen, forschen und grübeln. Jetzt starrte sie vor sich hin und sagte halblaut: „Ich vertraue das Ihnen an, Herr Pfarrer, und — das darf ich wohl.“ Ein warmer Blick sank in meine Augen. „Ich verstehe so vieles nicht. Oft ist Vater die Nächte durch aus, wilde Gefellen, von denen ich die meisten nicht kenne, warten etwas abseits unserer Wohnung, dann gehen sie alle fort, und ich bin allein. Der Wind heult draußen, und manchmal ist's mir, als hörte ich heimliche Schritte. Ich habe Vater so lieb —“ ihre Stimme wurde immer leiser — „aber ich möchte wieder fort. Nach meinem leuchtenden, heißen Paris. Die Welt von Rocca ist so schön, ich liebe die Berge. Aber es ist Unsichtbares, Geheimes um mich. Im Urwald habe ich mich nicht gefürchtet, hier lerne ich das Grauen.“ Heftig fuhr sie auf. „Was ist das alles — wissen Sie es mir zu deuten?“

Ich nahm ihre Hand in meine. Was konnte ich anders, als trostvolle Ausreden suchen. „Sie sind die Berge nicht gewöhnt — das ist alles. Ihr Vater haust im Fels wie ein Adler. Das ist nichts für ein Menschenkind, das aus der lebensstärksten Stadt kommt.“

„Vater will auch, daß ich wieder abreise. Ich wollte Medizin studieren. Und ich will ihn trotz meiner Angst nicht allein lassen.“

„Das sollen Sie auch nicht. Bleiben Sie, es ist vielleicht gut, wenn Sie bleiben.“

„Glauben Sie wirklich?“ Nun waren ihre Augen feucht geworden.

Ich nickte. „Ganz gewiß. Und vor allem — ich muß mit Ihrem Vater sprechen. Sagen Sie ihm das.“

Sie schüttelte traurig den Kopf. „Das wird nicht gehen. Er sagte einmal, wenn Sie zu uns emporsteigen würden, dann würde er Sie den Fels hinabwerfen.“

„Ich lasse mich nicht so leicht hinabwerfen. Ich bin nicht der Beni Julien.“

„Der Beni? Was hat der mit Vater zu tun?“

Das wußte sie also auch nicht! „Er hat vor Gian Badrutt große Angst — das meinte ich. Nun, Fräulein Nina, ich werde kommen, ob Ihr Vater will oder nicht.“

„Ich werde ihn doch noch einmal fragen.“

„Meinetwegen! Und wann bekomme ich Ihre Antwort?“

„Morgen. Ich muß ins Dorf. Die Witwe Paterno will ich besuchen. Sie kennen sie ja?“

„Nein. Ist das die alte Frau, von der mir Josap Werlen sprach?“

„Hat er Ihnen den Namen nicht genannt? Ach, er ist ein verdrehter Kopf, der Josap! Er will mich heiraten, denken Sie nur.“ Sie lachte wieder — gottlob, daß die Schwere von ihr abgefallen war.

„Ist das so spaßig? Ich kann ihn sehr gut verstehen, den braven Josap.“

Jetzt erst entzog sie mir ihre Hand. „Nicht so, Herr Pfarrer. Schmeicheleien stehen Ihnen nicht gut. Ja, was die Antonia Paterno betrifft — sie stammt aus Rocca, hat aber einen Maurer aus Forni Avoltri geheiratet. Das verzeihen ihr die Roccaner heute noch nicht. Sie sind auf Reinhaltung ihrer Art bedacht wie Aristokraten. Der Paterno starb, und die Frau zog es in die Heimat zurück. Verbittert und einsam. Im Mittelalter wäre sie als Hege verbrannt worden. Sie ist wirklich nicht lebenswürdig. So liegt sie in ihrer Hütte, ganz zu äußerst oben vom Dorf, ist gelähmt, und kein Mensch kümmert sich um sie. Ich besuche sie oft, wenngleich Vater nicht will und die Alte selbst oft widerwärtig ist.“

„Was paßt Ihrem Vater da nicht?“

„Er sagt, die Leute hätten recht, wenn sie ihre Art erhielten. Durch Vermischung mit den Italienern würden sie ein so schlappes, komödiantenhaftes Gefindel wie diese, und dann wären sie — verzeihen Sie — reif für einen Pfaffen, Kniekrutschen und Rosenkranzbeten.“

„Erstens“, entgegnete ich heiter, „beten wir nicht Rosenkranz, wie Sie wissen, und zweitens würde ich gegen das Kniekrutschen selbst gehörig wettern. Hinter stundenlangem und oft geistlosem Beten verbirgt sich nämlich zumeist Angst vor tatkräftigem Leben und der Arbeit, die Gott wohlgefälliger ist als endlose Litaneien.“

„Wenn das Vater hörte“, strahlte sie auf, „da würdet Ihr zwei vielleicht doch zusammenkommen.“

„Möglich“, sagte ich leicht hin, ohne daran zu glauben. Die tiefe Kluft zwischen Gian Badrutt und mir konnte ich Nina ja nicht erklären. „Ich werde also morgen die Witte Paterno besuchen.“

„Etwa um elf Uhr komme ich auch“, sagte sie so verlegen wie man eben eine Zusammenkunft vereinbart zwischen Mann und Weib, in denen Uneingestandenes schlummert.

„Ja, das ist es — nun, Johannes Sartoris, gestehe es dir nur selbst ein. Das ist in dir aufgewacht von jenem Augenblick an, da das fremde Mädchen mit wehendem Haar auf dem Steinblock der Todmatte stand. Ich . . . nein, hinschreiben will ich's nicht. Still und heilig ist mir das wie eine Osterkirche, durch deren bunte Fenster die Sonne scheint.“

Morgen also, morgen! Witte Paterno mit deiner Kümmeris und deinem Gebrechen, sei dafür gesegnet. Das Krankenlager, an dem sich zwei junge Menschen finden, soll dir leicht sein!

* * *

Wie wird das nun mit Gian Badrutt? Oben im wilden Fels lebt der Herrscher dieser Menschen, deren Augen mich mißtrauisch betrachten, deren Schritte einen Bogen um meine Wege machen.

Ob in seinem Herzen für Nina die vergötternde, anbetende Liebe lebt, die das Kind für den Vater empfindet? Dann, schwarzer Gian, werden wir miteinander kämpfen müssen oder du wirst dich in etwas fügen müssen, das noch gewaltiger ist als deine raube Kraft.

Habe ich dich besiegt, Gian Badrutt, da ich das Kostbarste an mich riß, was du hast?

Ich weiß es nicht.

Aber gekommen ist es wie ein Wirbelsturm, wie ein Schicksal.

Und so war es — in der Hütte der armen Antonia Paterno, der Hege von Rocca. Elend und schmierig ist es darin, die Fenster sind klein, spinnwebüberzogen und von wimmelnden Fliegen bedeckt. Die Frau hatte ja lange in Italien gelebt, bis tief in den Süden war sie mit ihrem Gatten gezogen — von der ärmlich-peinlichen Sauberkeit ihrer Landsleute war nicht viel geblieben. Und dazu war sie nun halb gelähmt, rutschte auf ihren Krücken mühsam durch die Stube, wenn sie ihr muffiges Lager verlassen mußte.

Nina saß schon neben ihr, als ich kam. Es war so wunderbar: wir begrüßten uns, wie es üblich und schicklich ist, aber unsere Blicke gingen tiefer und sprachen. Eines las aus des anderen Auge, daß wir in den paar Stunden seit gestern aneinander gedacht hatten. Wir waren wie zwei Bäche, die zusammenfließen wollen und nur mehr durch eine niedrige Ufergrenze von ihrer Vereinigung getrennt sind.

Die halbe Stunde im Zimmer der Antoni Paterno war mir ein Schreiten durch eine Nebelwolke in ein Sonnenland. Ich weiß nicht recht, was wir gesprochen haben. Die Alte erzählte in einem Gemisch von Italienisch und Schweizerdeutsch vom Erdbeben in Messina, das sie miterlebt hatte, ebenso vermengt waren ihre religiösen Ansichten. Sie hatte an der Seite ihres katholischen Gatten fast nur dessen Gottesdienst besucht — davon war ihr eine starke Madonnenverehrung geblieben. Sie fragte mich, wann ich die Messe lese — wenn sie wieder auf den Beinen sei, würde sie dazu kommen. Ich nahm ihr das nicht übel — lachte führte ich sie zu unseren Anschauungen, die ihr verschwommen aus ihrer Jugend herüberleuchteten. Ich eiferte

nicht und plauderte mit ihr wie mit einem kranken Kinde. Sie war ja auch nicht viel mehr.

Unterdessen huschte Nina hinaus und herein, setzte die Stube, wusch tagelang gebrauchtes Geschirr, kochte eine Suppe und saß schließlich, während die Alte schmaugend und schlürfend aß, gleichfalls neben mir auf einer wackligen Stabellle am Bettrand.

Als wir endlich ins Freie traten, schauerte uns schräg abfallender Regen entgegen, mit ihm aber Frische und Röstlichkeit des Atmens nach der mühseligen Krankenluft. Wir standen an die Hauswand gedrückt und sahen in die strähnigen Wolken, die tief niederhingen.

Von rechts kam ein sprühender Windstoß — da rückte das Mädchen noch enger an mich.

Das alles ging so leise und sicher wie der Pendel einer Uhr — wir lehnten aneinander und sprachen nichts. Mein Arm glitt über die Rundung ihrer Schultern, und das Wort war fern.

Es riß uns jäh zueinander, aus zwei Körpern wurde einer, und wir schwiegen noch immer. Wir standen umschlungen zu einem, wie ein Steinblock im Nebelgrau und küßten uns. Und waren stumm von der neuen Fülle, die uns Gott für dieses unser Leben aufstaut. Als wir endlich gingen, hatten wir die Hände ineinanderliegen wie die Roccaner, wenn sie zur Alp wandern.

Erst vor dem eigentlichen Beginn des Dorfes zog Nina ihre Hand zurück. Dorfassen im Regen sind leer. Aber aus verwachsenen triefenden Fenstern blickten hie und da Gesichter und gewährten des schwarzen Gian Tochter mit dem Pfarrer von Rocca.

Nina ging mit mir, als müßte das so sein. Zum Hause Almens, die gewundene Treppe empor. Und noch fanden wir kein Wort — in meinem Zimmer öffneten wir zueinander die Arme, als sei der kurze Weg von der Antonia Hütte bis hierher eine zwangvoll trennende Ewigkeit gewesen.

In verwirrtes Schweigen sagte sie plötzlich, den Kopf von meiner Brust lösend: „Nun mußt du mich zu dir führen, Johannes, in dein Heim, zu deinen Eltern.“ Auf einmal war sie von mir und lief neugierig im Zimmer herum. Ich wußte wohl, daß sie mit dieser Neugierde die Spannung lösen wollte, die auch in mir unerträglich stark gewesen war.

Von den Bildern der Eltern blieb sie stehen. „Das sind sie? Die Mutter sieht so zart und lieb darein — und der Vater streng, mit Sorgenfalten im Gesicht. Warte, sage nichts — ich will raten, was er ist. Gewiß Kaufmann — oder — er könnte auch Ingenieur sein.“

„Nein, Nina, er ist Gelehrter. Archäologe! Ich habe wenig von ihm geerbt — mich interessiert ein lebendiges Tier oder eine blühende Pflanze mehr als eine alte Inschrift.“

„Wir geht es auch so. Ah, Bücher! Laß sie mich sehen; ich möchte wissen, mit was du dich beschäftigst.“

„Muß ich dir das jetzt erklären, Nina?“ fragte ich lächelnd und faßte ihre Hand. „Wir werden ja noch viel über diese Dinge sprechen. Die Stunde ist anders, Nina, ich möchte wissen, ob...“

Ich stellte die uralte, schicksalschwere Frage zwischen Mann und Weib.

Ihre Augen wurden groß und strahlten mich an. „Ja, ich hab dich lieb.“

„Nina, ich bin kein leichter Mensch, ich habe als Studiosus meine kleinen Schwärmereien gehabt, aber...“, wie sollte ich's ihr sagen, sie fragen?

Und sie verstand mich. „Ich möchte deine Frau werden, Johannes.“ Einfach wie ein Gelöbnis kam das.

Ich führte sie vor das Bild meiner Vaterstadt. „Sieh, da hoch über dem Strom ist unser Haus. Seit Jahrhunderten wohnen da die Sartoris. Sie waren Ratsherren, Gelehrte, und ab und zu auch gewaltige Krieger. Wir werden dorthin fahren, Nina, ich will dich den Eltern bringen.“

Jetzt erschrak sie. „Du willst fort aus Rocca?“

„Vorderhand nicht. Aber es wird wohl einmal sein müssen.“

„Was hast du, Johannes?“ fragte sie, als ich plötzlich schwieg.

Was hatte ich nur? Das konnte ich ihr nicht sagen. Ja, ich habe und hatte nie die Absicht, ganz in Rocca zu bleiben. Dem jungen Vikar war es ein schöner Anfang, aber ich wollte später die Laufbahn des Hochschullehrers ergreifen. So oft hatte ich mich auf der Kanzel unseres uralten Münsters und gleichzeitig in den Räumen unserer Alma mater gesehen.

Aber von hier würde ich erst fortgehen, wenn die Aufgabe erfüllt war, die sich vor mir aufbaute.

Und die da, die liebend und gläubig an meinem Arm hing, war des Gian Badrutt Tochter.

Wohin führte mich doch der krause, steile Pfad in den wilden Bergen?

„Ich denke an deinen Vater“, gab ich endlich zur Antwort.

„Ach, Vater! In solchen Fällen müssen die Väter tun, was die Töchter wollen. Und er hat mich sehr lieb.“

„Du nimmst es leicht. Ich fürchte, es wird schwerer sein. Er war mir und meinem Wirken von Anfang an nicht gewogen.“

Sie setzte sich auf die Tischkante und knabberte an Reis, die ich als unbeholfener Gastwirt hingestellt hatte. „Vater ist ein Freigeist und dazu durch sein Schicksal verbittert. Er stemmt sich gegen jede Obrigkeit und betrachtet die Pfaffen... Geistlichen als solche.“

„Sag ruhig Pfaffen“, gab ich etwas wehmütig zurück. „Aber weißt du, ich will nicht Obrigkeit sein. Ich möchte sein wie ein braver Führer, der seinen Herrn durch Not und Gefahren bringt. Ich weiß nicht, wie sich dein Vater dazu stellen wird.“

Sie war sorglos wie ein jubelnder Vogel, der sich in die Luft schwingt. „Gestern Abend, als ich heimkam, hat Vater gesagt, du müßtest eigentlich ein anständiger Kerl sein — ja, genau so hat er gesagt.“

„Wie ist er denn darauf gekommen?“

„Ich erzählte ihm, was wir gesprochen haben und was du über ihn gesagt habest. Er fragte mich fast aus, wie du über ihn dachtest. Das hat mich gestreut, Johannes...“

Mir wurde schwer ums Herz von diesen vertrauensvollen Worten. Denn ich verstand alles: Gian Badrutt hatte wissen wollen, ob ich sein Kind über seine wahre Rolle in den Bergen von Rocca aufgeklärt habe. Daß ich das nicht getan hatte, das war es, was mir den Titel eines anständigen Kerls eingetragen hatte.

Nina war arglos und sah alles in rosigem Licht. Aber ich war bange. Als Gegner hatte ich vor Gian Badrutt treten wollen — jetzt war ein Neues dazugekommen. Ich war meines Sieges gewiß gewesen. Nun hatte er die Waffe in der Hand. Der Pfarrer von Rocca liebte die Tochter des starken Felsenmannes. Begehrte sie zum Weibe.

Was würde aus dieser Wirrnis entstehen? „Mir ist, als wärst du gar nicht glücklich, Johannes“, klagte sie, als wir den Bergpfad aufwärts schritten. Der Regen hatte nachgelassen, und für Nina war es Zeit, an die Heimkehr zu denken.

„Nicht glücklich? Oh, du!“ Aber es klang matt und hoffnungslos.

Nur ein Wunsch war in mir: diesem Zwiespalt ein rasches Ende zu bereiten. Anfänglich hatte ich Nina sogar in ihr Felsen-
nest geleiten, heute schon Gian Badrutt entgegentreten wollen. Aber sie hatte abgewehrt — morgen wollte sie wiederkommen und mir sagen, wie ihr Vater das Neue aufgenommen habe.

„Du mußt glücklich sein“, sagte sie mit törichtliebem Befehl. „Ich habe dich sehr lieb, Johannes.“

Und noch einmal, als sie im Nebel entschwand: „Sehr lieb! Leb wohl!“

Die Nacht fiel über das Strahlen dieses schönsten Tages, aber sie trug keinen Zaubersternenmantel. Sie war dunkel wie ein Abgrund, und ich tastete scheu durch ihre lastende Hoffnungslosigkeit.

Als dann in meinem Zimmer die Lampe brannte, war auch jene behagliche Heimlichkeit verschwunden, die mich hier oft beglückt hatte. Zum ersten Male in meinem Leben bangte ich vor dem Alleinsein.

Aber sie ist nicht gekommen. Tag nach Tag vergeht und das Lied des Regens ist hohl und hoffnungsleer. Die Nebel sind tiefer gefallen, haben das Dorf umwunden. Wir stecken im Körper einer riesigen Qualle, man kann sie nicht fassen, nicht halten. Oben soll es schneien, berichtet Beni, der von der Alp kam. Unten in Forni Avoltri soll die Rondina Gewalt tun. Rondina heißt Schwalbe — blau und flüchtig, hellfingend flattert sie zu Tal. Jetzt ist ein wütender gieriger Raubvogel daraus geworden. Bis Rocca herauf hört man das dumpfe Tosen der entfesselten Fluten. Sie aber ist nicht gekommen. Ich verstehe es ja — gefährlich und glatt muß jetzt der Weg sein. Ich würde ihn wohl gehen. Mehr als einmal im Tag reißt es mich zu meinen Bergschuhen, zu Pelerine und Pickel. Aber welchen Zweck hätte das Wagnis? Bei schönstem Wetter werde ich Mühe haben, nach den Angaben Schupplis den Schlupfwinkel zu finden. In diesem Wolfenjagen würde ich mich nur hoffnungslos verlaufen.

So wandere ich ruhelos in meinen Filzpantoffeln in der Stube auf und nieder, habe wenig Freude an Benis Büchern und hole zumeist auf dem Ofentritt. Der ist warm, im Innern des grauen, mächtigen Steinklozes, auf dem die Jahreszahl 1756 steht, frachen die Scheiter. Kinder kommen zu mir, fast zu jeder Stunde pocht ein Fingerlein an meine Türe. Sie fragen, gucken und losen. Und ich erzähle.

Dann ist der alte Wendelin Brawand gestorben. Der verlangte mich. Ob er mir nun beim Abscheiden beichten müsse, fragte er. Nein, das sei bei uns nicht Brauch, aber wenn er's tun wolle . . .

Er schüttelte den zottigen Onomerkopf. Da saß ich neben ihm, sein schweres Atmen und Schnaufen war alles. Und draußen der rasselnde Tropfenfall.

Ob ich ihm etwas vorlesen solle?

Nein, aber hierbleiben. Das sei ihm lind und fein. „Ihr habt guten Willen zu uns verlorenen Wildmenschen.“

„Verloren! Niemand ist verloren.“ Ich griff ein Büchlein hervor.

„Mit predigen, Pfarrer! Bin's entwöhnt. Wenn mich Gott so will, wie ich gern zu ihm möchte, kann er mein' Seel haben.“

„Ich predige nicht, Wendel. Aber schöne Lieder hört man allemal gern.“

Er nickte. Und ich las — die alten, einfachen Lieder unseres Gottesdienstes. Eines nach dem andern. Der Regen tickte die Stunden aus. Da ging's dem Wendelin ans Sterben. Eben als ich — ob es nun pakte oder nicht — vor der fröhlichen, seligmachenden Weihnachtszeit las, hob der alte Wendel den Kopf, in seinen erloschenen Augen silberte ein letzter Glanz, und siehe, aus dem Bartgestrüpp kam die Melodie, von brüchiger Stimme getragen.

Dann: „Biel Lichter — so viel Lichter — bin noch ein Bub gewesen — —.“

Wieder schnaubte und stöhnte er. Mit einem Ruck fuhr scheidendes Leben empor: „Dies Jahr — den Kindern müßt Ihr einen Baum bereiten — kennen das nicht —“

Und die Lieder fielen.

Freilich, Wendelin Brawand, heuer sollen die Kinder von Rocca einen Weihnachtsbaum haben.

Meine Stube war voll von Flachsköpfen. Ein mattes Glänzen lag auf den Scheiteln. Der Regen hatte aufgehört, durch treibende Wolken kam verstreutes Licht, der Widerschein des Neuföhnes, der oben die Berge deckte.

Von fernen Zeiten erzählte ich, und dreißig Augenpaare strahlten mich an. Kinderherzen klopften bang, da der Mönch von Wittenberg den bösen Weg schritt. Gepanzerten Kriegsmannes Faust lag auf seiner Schulter: „Mönchlein, Mönchlein, du gehst einen schweren Gang . . .“

Der ältere Allmenhub saß am Fenster und rief in eine Pause: „Der Josap Werlen kommt — allweg (wahrscheinlich) zum Herrn Pfarrer!“

Als sei ich auf dem Wege nach Worms, so schlug mir das Herz. Einer kam zu mir, der mich sonst mied. Einer, der die Pfade wußte und wohl auch bei bösem Wetter den Stieg wagen durfte.

Ich hörte ihn die Treppe herauftappen, je höher er kam, desto vorsichtiger ging er. Ich vernahm, wie er draußen die Schuhe abschürfte, sich leise räusperte. Aber er klopfte nicht an.

Wohl der Kinder wegen! Er mußte ja wissen, daß sie bei mir waren.

Nun riß ich die Türe auf, er prallte zurück. „Ihr wolltet zu mir, Josap?“

Berlegen drehte er den Hut in den Händen. „Habt Ihr mir etwas zu sagen — eine Botschaft vielleicht?“

„Eh 's ist wegen — ja, Ihr habt doch Sonntag Gottesdienst in der Spinnstube. Um welche Zeit?“

Das war so rasch herausgeplatzt wie eine hurtige Ausrede.

„Um neun Uhr. Wenn Ihr kommen wollt, wird es mich freuen.“

Er brummte etwas von Dank und wandte sich. Ich griff ihn an der Schulter. „Josap, deshalb seid Ihr nicht zu mir gekommen. Ihr habt mir etwas zu sagen.“

Er wiegte den Kopf.

„Ihr hättet mir schon einmal eine Botschaft ausrichten sollen — wegen der Antonia Paterno. Die habt Ihr mir verschwiegen.“

„Hab's dennzumal gesagt.“

„Aber den Namen nicht. Fräulein Padrutt hat Euch deutlich die Paterno genannt.“

Es ging wie ein Schlag durch ihn, er trat näher. „Fräulein Padrutt — — läßt Euch nichts sagen.“ Der Satz war geteilt. Zuerst aufwallend, dann ängstlich absinkend. Nun sah ich es: im Innern kochte und glühte dieser Mensch. Vielleicht waren es meine Augen, mein bestimmtes Wesen, das ihn bändigte.

„Warum also kommt Ihr zu mir?“ fuhr ich ihn an.

„Die Nina“, sagte er mühsam, „war letzters bei Euch hier.“

„Ihr könnt ruhig Fräulein sagen“, verwies ich ihn.

„Ich sage Nina“, grollte er.

„Wie Ihr wollt. Nun, und was soll's weiter?“

„Herr Pfarrer . . .“, kam es aus Tiefen. „Herr Pfarrer . . .“

„Nun ja — sprecht doch!“

Er blickte zu mir auf, Flammen waren seine Augen, der Mund halboffen.

Ich blickte ihn ruhig an. Da wandte er sich und stürmte die Treppe hinab.

Ich habe zu dieser Stunde nicht mehr weiter erzählen können und die Kinder heimschicken müssen.

Aber zu Beni bin ich gegangen. Der saß vor dem Fenster und betrachtete im scheidenden Licht einige Steine. Um seinen Hals ringelte sich eine lange Schlange und hatte den Kopf wärmefüchtig im Schulterblatt geborgen.

„Ihr werdet es solange treiben“, tadelte ich, „bis Euch eine beißt. Und wenn das auch nicht tödlich sein muß — angenehm ist's nicht.“

Sein verzerrtes Gesicht fiel zu einem Lachen auseinander. „Die nicht, Herr Pfarrer. Das ist keine Viper, ist eine Aesculapnatter. Coluber longgiffimus.“

Soviel hatte ich schon in seinen Büchern geschmökert, daß ich sagen konnte: „Die kommt doch hier oben nicht vor.“

„Ich war heute in Forni Avoltri, um die Post zu holen. Ist auch ein Brief für Euch — ich wollte Euch nur in der Kinderstunde nicht stören. Es sieht böse aus unten, von allen Gräben sind die Wasser zusammengestürzt. Da hat es auch diese Natter hergeschwemmt — ich wollte schon längst eine haben. Sie ist die schönste der europäischen Schlangen . . .“

„Schon gut, Beni, aber . . .“

Fortsetzung folgt.